

IVAN BINAR

Oh, du mein Österreich

*Erstdr. 1995
(Auszug)*

Wir wußten in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik herzlich wenig über Österreich. Die einzige Zeitung, die die Kommunisten uns von dort unterschoben, unter dem Eisernen Vorhang durch, war die VOLKSSTIMME. Wer würde so eine Zeitung lesen! Ich spreche von einer Generation, die weder den Kaiser noch die Demokratie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik erlebt hat. Die Kinder der fünfziger Jahre meine ich. Der Dichter Karel Kryl nannte uns Gottwalds Enkel. Man kann sich seinen Großvater nicht aussuchen ...

Ich hing an meinem leiblichen Großvater. Aber auch von ihm erfuhr ich nichts über das gegenwärtige Österreich, er war kein Leser der VOLKSSTIMME. Dafür besaß er ein Radio Marke TESLA, ein antikes Stück, es dauerte eine ganz schöne Weile, bevor sich die Lampen erwärmten. Wenn sie aber warm waren, konnte man den österreichischen Rundfunk einstellen, die bei uns sehr populäre Sendung *Autofahrer unterwegs*. Etwas Unwirkliches. Westmusik wurde dort gespielt, manchmal sogar Rock 'n' Roll. Für einen pubertierenden Jugendlichen aus dem „Lager des Friedens und des Sozialismus“ war das eine unerreichbare Freiheit. Von da kannte ich zwei berühmte Österreicher: Toni Sailer und Udo Jürgens. Der berühmteste „Österreicher“ in der Tschechoslowakei war allerdings ein unglaublich verlässliches Benzinfahrzeug. Ich trug es jahrelang in der Hosentasche, die Farbe war längst abgegangen, und es enttäuschte mich nie.

Meine ersten Österreicher. – Dem ersten lebenden Österreicher begegnete ich 1977 auf der Österreichischen Botschaft in Prag. Ohne viel Umstände schmetterte er mir einen Stempel in den Paß, der der Schlüssel zum Tor im Eisernen Vorhang war. – In diesem Jahr hatten mich nämlich die herrschenden Genossen aus meinem Vaterland verjagt, und Bundeskanzler Dr. Bruno Kreisky bot uns in Österreich einen Zufluchtsort an. Von dem Augenblick an lasse ich nichts über Österreich kommen.

Mit einem Personenzug durchbrachen wir – meine Frau, unsere zwei Kinder und ich – am 27. Mai 1977 die Grenze. Ein lächelnder

Zöllner, der hinter den Stacheldrähten in den Zug stieg, war der nächste Österreicher, mit dem ich in Berührung kam. Und dann lösten einander im Zug auf den zahlreichen Stationen Kinder mit bunten Taschen auf dem Rücken ab, auswärtige Schüler fuhrten in die Schule. – Endstation war in Wien, Bahnhof Praterstern. Das Riesenrad, Stände mit Obst und Blumen, bunte Straßenbahnen, überall leuchtende Farben – etwas Einzigartiges nach dem trostlosen Grau im totalitären Alltag meiner vergewaltigten Heimat. Zwei vom Kanzler persönlich damit betraute Männer warteten auf uns: unser Landsmann Přemysl Janýr und der gebürtige Österreicher Bruno Aigner aus dem Parlamentsklub der Sozialisten. Meine weiteren Österreicher könnte ich von da an nicht mehr zählen.

Das Haus im Zweiten Bezirk. – Eine seltsame Atmosphäre des Mißtrauens nistete in ihm. An den Wohnungstüren blitzblank polierte Messingbeschläge, drei bis fünf Schlösser. Die Mieter versperren sie alle sorgfältigst, selbst wenn sie nur einen Sprung in die Bäckerei Pabst um fünf Semmeln machten. Nur selten trafen wir irgendwen von den Nachbarn im Haus. Es hatte den Anschein, als ob sie vor uns flohen, als ob sie vor sich selbst flohen, sich hinter fünf Schlössern vor der Welt versteckten und voller Befürchtungen die Welt und uns vier Eindringlinge durch die Gucklöcher in den Türen beobachteten. Als ob dieses fremde Element, das in ihrer festgefühten und übersichtlichen Welt aufgetaucht war, sie auf irgendeine Weise bedrohen könnte. Nur, die Schlösser an den Türen waren schon vor uns dagewesen. Und wenn der allen wohlbekannte örtliche Säuer den Gang verunreinigte, schickten sie den Hausmeister zuerst zu uns.

Unsere kleine Markéta, ein sonniges Kind, sehnte sich heftig nach ihrer Oma, und weil der Weg zur eigenen nach Mähren abgeschnitten war, fand sie sich Frau Heinrich von der Tür gegenüber. Sie becircte sie duch beharrliche Blicke und mit anderen harmlosen Methoden, bis sie sich in ihre Gunst schlich. Frau Heinrich drückte sie an ihren üppigen Busen und fing an, sie „mein Spatz“ zu nennen. Auf diese Weise fanden wir einen kleinen Weg wenigstens zu unseren nächsten Nachbarn im Haus. Einmal ertappte ich Frau Heinrich, wie sie heimlich das verwarhloste Messing auf unserer Tür putzte.

Der zweite Wiener Bezirk ist zwar nicht die beste Adresse, aber ein angenehmer Ort zu wohnen – reges Treiben herrscht in den Gassen und Parks. Übrigens ist ganz Wien eine muntere Stadt voller

Leben, als ob die Menschen nicht in die Arbeit eilten, sondern hinter ihren Vergnügungen her. Mein russischer Freund Andrej Lozin, Maler und Ikonenrestaurator, wollte nach Israel, Wien war nur eine kurze Station auf seiner Reise. Nachdem er jedoch den Wein probiert, Bier und Brot gekostet hatte, überlegte er es sich und erklärte: Hier läßt's sich leben. Und machte keinen Schritt mehr weg aus Wien.

Die Einheimischen vernachlässigen ein wenig die Wohnkultur; Straße, Caféhaus und Wirtshaus sind ihnen mehr Heim als ihre kleine und unausgestattete Unterkunft. Das Auto hingegen ist für sie Erfolgssymbol und Lieblingsspielzeug. Die Österreicher sind ein Volk von Niki Laudas: Sie fahren schnell und rücksichtslos, aber gern. Die Wiener heißen die Niederösterreicher „Gscherte“, was die Bezeichnung für Leibeigene war. Die Bewohner von Großstädten sind nämlich üblicherweise eingebildet. Sie schimpfen aus einem Mercedes heraus und wohnen dabei in einer Einzimmerwohnung ohne Bad mit Ganglosett.

Ich hörte eine Geschichte von einem Mann namens Hugo, geboren in Wien, der einen Teil seiner Kindheit in Ottakring verlebte und dann mit seinen Eltern in ein Forsthaus in Böhmen übersiedelte. Er verbrachte sein ganzes Leben in der Tschechoslowakei, und als er als altersschwacher Greis den Fall des Kommunismus erlebte, begab er sich in die Landschaft seiner Kindheit. In Ottakring betrat er das Haus, in dem er gehen und sprechen gelernt, in dem er eine schüchterne Kinderliebe durchgemacht hatte; eine längst vom Vergessen verschüttete Atmosphäre umwehte ihn – das Steinpflaster, die Bassena mit der Wasserleitung, geätztes Glas in den Fenstern auf den Hof hinaus; als ob die Zeit ohne Bedeutung, als ob nicht fast sechzig Jahre vergangen wären ... Da öffnete sich auf einmal eine Tür, eine hochbetagte Frau mit einem Kübel zwängte sich heraus und ging zur Bassena. Sie erblickte den Ankömmling, lächelte ihn an und sagte: „Hugo, wo warst du so lang?“

In meiner Heimat teilten sich die Leute vor dem November '89 in zwei Gruppen: sie und wir. Die Diener des Regimes mit sämtlichen Vorteilen auf der einen und die Gegner (schweigende und auch laute) auf der anderen Seite. Alles war klar. Gegenwärtig macht die tschechische Gesellschaft einen Demokratisierungsprozeß durch und das bringt auch Differenzierung mit sich. Eine solche Differenzierung habe ich vor Jahren in Österreich kennengelernt.

Kunstkitterei. – Ich schrieb es irgendwo schon, und ich wiederhole mich nicht gern, nur fällt mir kein besserer Vergleich ein: Wir sprangen aus dem Fenster eines brennenden Hauses, nur so in Nachthemd und Pyjama, und fielen in Österreich auf, in einem Land mit einer unseren Herzen nahen Kultur – auf jeder Brücke ein Heiliger Nepomuk, das gleiche Barock, dreihundert Jahre in einem Staat. Wir konnten unsere Leben retten und die Seele. Wir wurden in Österreich nicht anders behandelt als die Österreicher.

Ich nahm die erste Arbeit, die sich anbot. In der Kettenbrückengasse befand sich eine Firma, auf die ich sonst nirgends auf der Welt gestoßen bin: eine Kunstkitterei. Ein etwas obskurer kleiner Laden für die Reparatur kaputter Gegenstände aus zerbrechlichen Materialien – Glas, Porzellan, Fayance und Keramik. Es gibt Leute, die das als Restaurieren bezeichnen würden, es war aber nur Kaschieren irreparabler Schäden, eine gerissenen Geschäftsleuten dienende Pfuscherei, um einen unerfahrenen Kunden hineinzulegen, die letzte Hoffnung einer ungeschickten Haushaltshilfe, der es geglückt war, eine chinesische Vase zu zerschlagen. Der Besitzer war verdächtig entgegenkommend und bot mir fünfzig Schilling netto die Stunde. Und das war wenig, verdammt wenig. Es war jedoch besser, als mit hingehaltener Hand um Unterstützung zu gehen.

Als Literat fiel ich in Österreich absolut durch. Es gelang mir nicht, die Manuskripte von drei Kinderbüchern anzubringen, sie wurden mir aus dem Verlag JUGEND UND VOLK mit festem Spagat verschnürt retourniert. (Meine Erzählung *Die Rückkehr des Hubert Škapa* druckte man mir in der Zeitschrift LITERATUR UND KRITIK erst ab, nachdem ich einem ihr nahestehenden, einflußreichen Herrn das zertrümmerte Falsifikat einer etruskischen Vase zusammengeklebt hatte.) Meine literarischen Mißerfolge werfe ich nicht Österreich vor – Gott behüte! – sondern mir. Ich war wenig durchschlagskräftig und kann nicht auf deutsch schreiben.

Als man meinen Arbeitgeber wegen Betrugs einsperrte, kam ich um meine Arbeit und zwei Tausender wöchentlich. Ich wurde arbeitslos mit allen Konsequenzen. Auf dem Arbeitsamt teilten sie mir dann die bittere Wahrheit mit: Mein Chef hatte mich nur als Halbtagskraft angemeldet. Obwohl er mir den vereinbarten Betrag für acht Arbeitsstunden bar auszahlte, gab er offiziell bloß die Hälfte an, und davon berechneten sie mir dann eine jämmerliche Arbeitslose nur in halber Höhe. Und noch dazu wurde ich als Arbeiter

geführt, keineswegs als Angestellter. Daraus resultierte, daß ich jeden Donnerstag um einen Stempel aufs Arbeitsamt mußte. Um mich nicht darauf ausreden zu können, daß ich nicht die Mittel für die Fahrt hätte, stattete man mich mit Fahrscheinen für die städtischen Verkehrsmittel aus – für zwei Fahrten pro Woche, hin und zurück. Diese Fahrscheine waren blau, von ganz anderer Farbe als die gewöhnlichen, in der Trafik gekauften. Damit jeder wüßte, daß ein Arbeitsloser mit ihm in der Tramway fährt. – In einer differenzierten Gesellschaft zur Unterschicht zu gehören, ist nicht gut.

[...]

Das Flüchtlingslager Traiskirchen. – Bald nachdem ich um die schlecht bezahlte Stelle in der Kunstkitterei gekommen war, fand mir meine gute Fee Přemysl Janýr eine anständig bezahlte Arbeit als freiberuflicher Dolmetscher im Flüchtlingslager. Dadurch wurde unsere verzweifelte finanzielle Situation gelöst, und es ließ mich auch auf der Leiter des gesellschaftlichen Ansehens zumindest um zwei Sprossen höherrücken.

Ich habe keine Statistiken bei der Hand – sie sind vielleicht auch gar nicht nötig – wie viele Menschen aufgenommen wurden, wie viele das Lager passierten, wie lange sie blieben und wieviel ihr Aufenthalt kostete, wer sich dabei die Taschen gefüllt hat, wem Unrecht getan wurde, wer wen hinters Licht führte, wie viele Flüchtlinge fotografiert, wie viele gepflegt wurden, wieviel, wieviel, wieviel ... Fest steht, daß damals, in der Zeit des sogenannten Kalten Krieges, der Détente oder Normalisierung, in den Zeiten, in denen das „Reich des Bösen“ über einen beträchtlichen Teil der Welt geherrscht hatte, Österreich ein Hafenfeuer für viele Verzweifelte war, die nicht in ihrem Heimatland leben konnten. In der Mitte Europas existierte ein Land, wo man Zuflucht suchen konnte. Menschen, denen nichts übrigblieb, als zu flüchten, fanden hier ein Dach über den Kopf, einen Ort, wo sie sich ausruhen und neue Kräfte sammeln konnten.

Gewiß, es war ein Flüchtlingslager mit allen begleitenden Merkmalen, selbstverständlich auch negativen. Die Menschen brachten eine Menge Probleme mit sich, viele waren selbst problematisch. Jeder aber, der sich meldete, wurde angenommen und es wurde um ihn gesorgt. Die Flüchtlingsbetreuung in Österreich war damals ein Akt der Humanität, eine Kundgebung europäischer Kultur.

Eines Tages saßen drei Menschen in einer Kunstkitterei und bemühten sich, Irreparables zu reparieren: Ljubo Tobolar, dem

Vater nach Serbe, der Mutter nach Österreicher, Tscheche von der Großmutter her; Magda Csutak, Ungarin aus Siebenbürgen; und ein Tscheche aus Mähren. Es war um das Jahr 1980 herum, in Wien. Irgendeiner von uns summt eine einfache Melodie und die anderen schlossen sich an, jeder in seiner Sprache: deutsch, ungarisch und tschechisch. Und es war nicht die Hymne der längst untergegangenen Monarchie. Dieses Lied sangen wir:

Ein Hund kam in die Küche
und fraß dem Koch ein Ei.
Der Koch, der nahm das Messer
und hieb den Hund entzwei.
Da kamen viele Hunde
und gruben ihm ein Grab.
Auf dem Grab, da war eine Tafel,
auf der geschrieben stand:
Ein Hund kam in die Küche
und stahl dem Koch ein Ei.
Der Koch, der nahm ... usw. ... usf. ... etc. ...